

Die Mutter der Nonne [Schluss]

Autor(en): **Keller, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 26

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643349>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gannen ihre Tänze. In Reihen schwangen sie die Fackeln. Dann machten sie eine Girlande. Jetzt zeichneten sie dem Eijelturm seine Umrisse leuchtend nach. Danach ordneten sie sich zu einer Françoise: Chassez, croissez ... Der Tanz zerfiel. Jetzt machten sie einen goldenen Hochzeitsreiß. Der Reiß zerprang. Und nun gaben sie die Lösung aus: Den Sternenhimmel!

Und dieser regellose Sternenhimmel war das schönste. Wolf, dem jungen Hund, schien das nicht so. Daß sich der Sternenhimmel nicht so viel um sein Bellen kümmerte, war ihm unerträglich. Wütend funkelte er den süßen Reigen an. Wir sahen seine Augen böß leuchten. Dann duckte er sich ganz tief, machte einen langen Satz mitten in den Sternenhimmel hinein und — klatzte in den See.

Die beiden Sternendreigen aber — der ewige da droben und der mainächtliche da drunten — glühten ruhig weiter.

Zwei Gedichte von Anna Ritter.

Das sind die schwülen Sommernächte.

Das sind die schwülen Sommernächte,
Die fieberheiß die Stirn umwehn,
Da wie gefesselte Giganten
Die Bäume rings im Kreise stehn.

Der Nachwind lockt aus jeder Blüte
Die Seele buhlerisch hervor
Und trägt auf seinen trunknen Armen
Den willentosen Duft empor.

Die Sterne zucken dort und flimmern,
Als trübten Tränen ihren Schein,
Das Bächlein schluchzt und will nicht wandern,
Es hält sich fest an jedem Stein.

Und durch die atemlose Stille
Ein wunderbares Klingen zieht,
Ein Sang, aus Leid und Lust gewoben,
Ein zitternd süßes Liebeslied.

Wunder.

Sorgen trug ich in den Wald hinaus,
Blütenzweige bring ich mit nach Haus —
Was dazwischen hat gelegen,
All das Hin und Her von Lust und Pein,
Bis zum vollen, goldnen Frühlingssegen,
Soll mein still G. heimnis sein.

Die Mutter der Nonne.

Dem Leben nacherzählt von H. Keller.

(Schluß.)

Nicht eigentlich die ganz Kleinen seien es gewesen, fuhr ich fort, die mich so dauerten, denn diese schienen glücklich und gut aufgehoben bei den Spitalschwestern und Ärzten; aber nicht vergessen könne ich den Anblick der etwa zwanzig jungen Mädchen, vielleicht im Alter von vierzehn, fünfzehn Jahren, die irgendwo verdingt oder in einer Anstalt lebend, hergekommen waren, die Weihnachtsgeschenke in Empfang zu nehmen. Alle gleich gekleidet in dunkelblauen, ganz unschönen Kleidern, die die jungen Mädchen alt und ungraziös erscheinen ließen. Was mir aber am meisten weh getan, das waren die Gesichter dieser armen Kinder. Kein Lächeln darin, keine Spur von Jugendfreude; sorgenvoll und ernst und verblüht, bevor sie nur zum Blühen kamen. Auf ein solch

blaßes, trauriges Mädchenangeficht ein Lächeln und ein Blühen zu zaubern, das mühte eine köstliche Freude sein!

„Wollen Sie sich nicht diese Freude gönnen?“ fragte ich bittend Frau De Gregori, „ein armes, liebeleeres Kinderleben mit Liebe und mit Güte zu füllen? Ihr Lohn wäre sicher wieder Liebe, die Sie doch auch nötig haben.“

Nun kam die schmerzliche Erinnerung an das Anstaltsleben Aldos über sie; ich las sie ihr von den Augen ab. „Ja, ich verstehe Sie“, sagte sie dann ernst, „Sie meinen, so könne ich gut machen, was ich einst an einem solchen schuldlosen Kind gefehlt. Sie haben recht. Wohlan es sei! Nicht ruhen will ich, bis ich in ein solch armselig, junges Leben Sonne und Jugendlust gepflanzt!“

Und sie hielt Wort. Schon am nächsten Tage mußte ich sie zur Direktorin der Abteilung für Ausgehörte in die Maternità begleiten. Dort wollte sie sich erkundigen, ob es möglich sei, ein solches Mädchen als eigen anzunehmen.

Natürlich war es möglich. Noch so froh sind sie, wenn sie ein solches Kind, das niemand als dem Spital gehört, bei guten Leuten unterbringen können.

Ganz jung und unternehmungsfreudig wurde meine alte Freundin in diesen Tagen, da sie das Kind erwartete. Ein Zimmer wurde hergerichtet als freundliches Jungmädchenstübchen. Die Sachen jedoch, die einst Giuliana gehört hatten, rührte sie nicht an. Es war auch besser so.

Der große Tag kam. Eine Kutsche führte uns zur Maternità, wo wir das junge Mädchen in Empfang nehmen konnten. Schon bogen wir ein zur Via d'Azeglio. Welch eine merkwürdige Fügung des Schicksals, an die ich vorher nicht gedacht: die Maternità liegt in der gleichen Straße wie das Klosterkirchlein Sacro Cuore! So nahe beisammen stehen die beiden Gebäude, die so schicksalsschwer und bedeutungsvoll für Frau De Gregori wurden! An das eine verlor sie ihr Kind, während das andere ihr wieder eins schenkte!

Vor dem Kirchlein ließ sie halten, um schnell hinein zu gehen. Ich fürchtete, das alte Leid und Weh könnte sie wieder erfassen hier an der Stätte ihres Kindes. Doch nach einer Weile trat sie wieder aus der Kirche, zwar ernst und blaß, aber ruhig und gefaßt. Und als ich ihr in die Augen blickte, da wußte ich, daß die Tapfere auf dem guten Wege der Ueberwindung und Ergebung weitergeschreite.

In der Maternità erwartete uns das Mädchen in seinem häßlichen Anstaltskleide und mit seinem Bündel in der Hand, in dem es seine wenigen Habseligkeiten trug. Die Direktorin und die Schwestern gaben ihm noch ein paar gutgemeinte Ermahnungsworte mit auf den Weg. Der Abschied schien jedoch keinen tiefen Eindruck auf das Kind zu machen, und auch uns folgte es ohne merkliche Bewegung oder gar Erregung. Mir schnitt diese Resignation ins Herz. Welche Wechsel mußte dieses junge Leben schon durchgemacht haben, daß es alles so ohne innerliche Anteilnahme über sich ergehen ließ!

Einen Sonnenstrahl glaubte ich über sein Gesicht huschen zu sehen, als seine neue Mutter es zu Hause dann mit lieber Herzlichkeit in sein heiteres Stübchen führte.

„Hier darf ich drin wohnen? das soll alles mir allein gehören?“ fragte es mit unglaübiger Verwunderung.

Da nahm Frau De Gregori das Mädchen mütterlich in ihre Arme und küßte es auf die ernste Stirne. „Ja, mein liebes Kind, jetzt gehören wir zusammen. Und wir wollen einander recht lieb haben, denn wir beide haben es nötig.“

Dann überließ sie mir Cecilia — so hieß ihr neues Töchterlein —; denn sie war müde und wollte vor dem Tee noch ein wenig ruhen.

Die wenigen Sachen des Kindes waren bald versorgt. Ich hatte eines meiner leichten, hellen Sommerkleider mitgebracht, denn das häusliche, dunkle Anstaltskleid war mir von Weihnacht her noch ein Dorn im Auge.

Bevor jedoch Cecilia mein Kleid sich überwarf, wollte

ich sie noch anders kämmen, denn die Haare waren ganz straff und streng und so unkleidlich als möglich in einen Zopf geflochten und aufgebunden.

Ich dachte: „Aus dir, unscheinbares Häuplein, will ich schon einen hübschen Schmetterling herauskühlen. Ich sehe nicht ein, warum sich Anmut und Jugend so streng verstecken sollte.“

Cecilia wurde verlegen, als ich ihre schönen, dunklen Haare recht vorteilhaft um ihr ovales Gesichtchen legte. Ganz schüchtern meinte sie:

„Die Schwestern haben uns immer gesagt, es sei eine große Sünde, sich schön zu machen. Das gefalle den Heiligen nicht; nur der Teufel habe Freude daran.“

Da erklärte ich ihr, daß alle wahre Schönheit vom Himmel stamme, daß der liebe Gott seinen liebsten Menschen, den Kindern und der Jugend, so viel Anmut und Frische und Schönheit verleihe, damit sich alle andern Menschen daran erfreuen können, nicht aber, um sie zu verdecken und zu vernachlässigen.

Ob sie denn nie von den großen Meistern ihres Vaterlandes gehört habe, die diese Schönheit in unvergänglichen Bildern festgehalten haben, von Fra Angelico, Raffael, von Leonardo da Vinci und so vielen andern Großen?

Da kam ein Erinnern in des Mädchens große, dunkle Augen, und es erzählte mir, ganz lebhaft werdend, wie es einmal ein Buch mit solchen herrlichen Bildern gesehen habe, die es nie mehr vergessen könne.

Ich wunderte mich heimlich, wie ein solches Buch den Weg in die strenge Anstalt und überhaupt in die Hände dieses Kindes gefunden habe. Da vernahm ich, wie das gekommen war. Cecilia erzählte:

„Neben unserer Anstalt stand die Sommervilla einer reichen Stadtfamilie. Dorthin mußte ich oft Gemüse aus unserer Pflanzung hintragen. Eines Samstagabends, als ich durch den Garten zurückschritt, sah ich auf einem Tischchen ein großes, aufgeschlagenes Buch. Daraus leuchtete mir eine wunderschöne Madonna mit einem süßen, ach so süßen Jesuskind entgegen. Ich mußte stehen bleiben, um sie zu betrachten. O, auch die Farben waren so wunderwunderschön! Ich dachte, es müssen noch mehr solch' feine Bilder in dem Buche sein, und da ich keinen Menschen in der Nähe bemerkte, blätterte ich schnell um. O, und da fand ich noch viele, viele solcher Bilder! Die schönsten waren aber die mit der lieben Muttergottes und dem herzigen Jesuskindlein. Hier war die Madonna viel, viel schöner, als auf unsern Bildern in der Anstalt!“

Plötzlich stand Herr Viscardi, dem die Villa gehört, neben mir. Ich hatte ihn gar nicht kommen sehen und nicht gehört. Nun wird er mich bei der Oberin verklagen, dachte ich voller Angst. Er lachte aber nur und sagte: „So, so, dem frommen Mönchlein gefallen scheint's die Bilder unserer Renaissance-Maler auch? Hör', wenn du so Freude daran hast, so kannst du das Buch über den Sonntag zum Ansehen mit hinübernehmen. Aber Sorge dazu tragen, gelt!“

Wer war glücklicher als ich! Ich trug es ganz behutsam und heimlich in unsern Schlaftaal, damit es ja keine der Schwestern merke. Am Sonntagnachmittag, vor der Abendandacht, als wir unsere freie Stunde hatten, zeigte ich das schöne Buch den andern Mädchen. Da stand auf einmal die strenge Schwester Monika hinter uns. Als sie das Buch erblickte, wurde sie sehr zornig und riß es uns weg und schrie, das sei ein Teufelsbuch. Als sie wußte, woher es kam, verklagte sie mich bei der Oberin, und ich bekam zur Strafe einen ganzen Tag lang nichts zu essen. Am nächsten Tage brachte die Oberin das Buch Herrn Viscardi selbst zurück. Ich weiß noch jetzt nicht, warum sie das ein Teufelsbuch genannt, es waren doch so viele lieben Heiligen drin und viele wunderschönen Menschen.“

So hatte das Mädchen mir erzählt. Ich empörte mich

über die harte, unkluge Behandlung, doch mußte ich trotzdem heimlich für mich lachen, denn ich konnte mir das Entlegen der frommen Schwestern gut vorstellen, als sie in den Händen ihrer unschuldigen Schäflein ein solches Buch entdeckten, in dem sicher auch Tizian, Botticelli, Correggio, Sodoma u. s. w. mit ihren oft sehr weltlichen Bildern vertreten waren! Ob Herr Viscardi nicht mit Absicht mit diesem Buch die tugendhaften Schwestern in Schrecken jagen wollte?

Während der Erzählung des Mädchens war seine Verwandlung vom Häuplein in den Schmetterling vor sich gegangen. Ich war selbst ganz erstaunt über die Veränderung. Erst jetzt bemerkte ich, wie fein und grazios das Kind eigentlich gebaut war, als es das häßliche Anstaltskleid und die plumpe Haartracht nicht mehr trug.

Ich freute mich über ihre frohe Verlegenheit, als ich Cecilia nun vor den Spiegel führte. Wie sie so da stand, ganz verzückt über das Wunder ihrer Verwandlung, da war sie ihrer heiligen Namenschwester in der Bologneser Pinakothek, von Raffaels Meisterhand gemalt, ganz ähnlich. Die gleiche liebliche Gestalt, das gleiche feine, ovale Gesichtchen mit den wundervollen dunklen Augen!

Als die alte Emma uns zum Thee rief, da schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen über die unglaubliche Veränderung.

Wie war aber erst Frau De Gregori freudig überrascht, als sie ihr neues Töchterchen erblickte! Wie merkwürdig ist es doch, daß das, was der Mensch an und auf sich trägt, einen so großen Einfluß auch auf sein Inneres haben kann! Denn auch Cecilia, als sie die unpassenden, schweren Kleider abgelegt, schien viel freier und lebhafter geworden zu sein, so als ob ein großer Druck von ihr abgefallen wäre.

Für den nächsten Tag schon wurde die Schneiderin bestellt, denn mit des Mädchens Ausstattung mußte doch so bald als möglich begonnen werden.

* * *

Ich glaube nicht, daß meine alte Freundin ihren Entschluß jemals bereut hat. Des Mädchens Jugendfrohsinn, der trotz liebeleerer, harter Knecht jetzt dennoch zum Blühen kam, und seine anhängliche Liebe machten ihr wundes Herz wieder warm und hell, und aus ihren Augen war fast ganz der trostlose Blick verschwunden und hatte einem stillen inneren Leuchten Platz gemacht, das von endlicher Ergebung und Vertrauen redet.

Bald nach Cecilias Einzug reiste ich wieder in meine Heimat zurück. Ich habe die Zwei nicht mehr gesehen seither, doch hin und wieder fliegen liebe Briefe von ihnen zu mir her.

Aus diesem Erlebnis habe ich wieder aufs neue lernen können: Aus jedem Leid kann Segen und Glück erblicken, wenn der Glaube daran und das Wollen dazu nur echt und stark ist.

Rauschendes Wasser.

Und jede Nacht, wenn sich die Augen schließen,

Wird doppelt wach das hingeneigte Ohr:

Der Wasser flüsterndes Vorüberfließen

Trägt uns mit sich im Schlummerstimmchenchor.

Wir halten ein im Wort- und Rüstetauschen;

Das Wunder naht, das uns am Tage mied —

Unfassbar Großes lebt in diesem Rauschen:

Der Wolken und der Meere Kreislauflied.

Wir selber sind ins Strömen einbezogen,

Zwei Tropfen, den Myriaden zugesellt —

So gleiten wir im Traum mit dunklen Wogen

Durchs sternbeglänzte Gottesdal der Welt —

Heinrich Anacker.